

Dann hatte ich wieder Jens vor Augen; diesen Blick und seine Worte: „Dann mach doch. Bring dich doch um.“ Ich dachte nur: „Du hast es so gewollt, dir werde ich es zeigen!“, während ich die Tablettenzahl erhöhte und unkontrolliert weitere schluckte: Eine Packung war fast leer. Die Letzten könnte ich dann auch noch nehmen. Die würden den Kohl nun auch nicht mehr fett machen. Plötzlich hörte ich Geräusche an der Haustür. Es klopfte laut und jemand rief meinen Namen: Es war Michael, dessen Stimme ich sofort erkannte. Schnell leerte ich die zweite Schachtel der Tabletten. „Zu spät“, dachte ich noch, aber in diesem Augenblick war mir alles egal. Was machte das Leben noch für einen Sinn? Meine Tochter durfte nicht bei mir sein; mein Mann war mir fern wie nie; meine Freunde ließen mich im Stich. Ich war müde und hoffnungslos: müde der vielen Tränen und dieses endlosen Schmerzes.

Nachdem mich Michael im ganzen Haus gesucht hatte, klopfte er an der letzten Tür des langen Flures – dem Schlafzimmer. Ihm war klar, dass ich darin sein musste, weil diese Tür von innen verriegelt war. Er klang verzweifelt: „Klara, mach doch bitte die Tür auf. Lass uns reden!“ Aber ich antwortete nur: „Es gibt nichts zu reden, Micha. Geh bitte!“ Jens musste ihn zwischenzeitlich verständigt und geschickt haben. Seine Stimme vernahm ich jedoch nicht, nur die von Michael. Immer wieder bat er mich, aus dem Zimmer zu kommen. An seiner Stimme erkannte ich, dass er weinte. In diesem Augenblick tat er mir unendlich leid. Das hatte ich nicht gewollt. Er hatte doch nichts damit zu tun. Das war eine Sache zwischen mir und meinem Mann.

Allmählich fühlte ich die Wirkung der Medikamente: Mir wurde schlagartig schummrig und ich hatte Mühe, die Schlafzimmertür zu öffnen. Michael bemerkte sofort, dass etwas nicht stimmte. Er stützte mich und brachte mich ins Wohnzimmer. Dann holte er die leeren Schachteln aus dem Schlafzimmer und fragte: „Hast du die etwa alle genommen?“ Wie im betrunkenen Zustand säuselte ich: „Glaub schon!“

Unter dem Medikamenteneinfluss wurde der tiefe, unerträgliche Schmerz in mir tatsächlich immer schwächer. Ich schaffte es kaum mehr, einen klaren Gedanken zu fassen, und wollte nur noch schlafen – so müde war ich. Ich bekam gar nicht mehr mit, dass Michael den Betriebsarzt und Jens verständigte. Jens war mit den Kindern zu Michael und Sabine gefahren. Sie wohnten gleich um die Ecke, was erklärte, warum Michael nach Jens' Abfahrt so schnell zur Stelle gewesen war. Irgendwann standen sie schließlich vor mir: Michael, der Betriebsarzt und Jens. Keine Ahnung, wie sie so schnell zu uns kommen konnten: Filmriss!

Jens fragte den Arzt besorgt, was er tun könne. Dieser jedoch tat meinen Zustand ab und meinte nur: „Nichts. Es kann höchstens sein, dass Ihre Frau während des Schlafes unter dem Medikamenteneinfluss Herzrhythmusstörungen bekommt. Dann könnte es natürlich gefährlich werden. Aber sonst ... Ich würde sie einfach schlafen lassen.“

Verwundert und geschockt über diese Aussage schauten Michael und Jens ihn an. Sie entschieden sich, mich auf eigene Faust ins Krankenhaus zu bringen und verabschiedeten den Betriebsarzt kurzerhand. Ihnen stand nicht der Kopf nach Diskussionen mit diesem offensichtlich fahrlässig handelnden Mann.

Von der Fahrt ins Krankenhaus weiß ich kaum noch etwas. Ich erinnere mich nur, dass Michael versuchte, mich bei Bewusstsein zu halten, und dass er mir ein beleuchtetes Haus auf einem Berg zeigte. Er fragte mich: „Weißt du, wer darin wohnt?“ Schläfrig antwortete ich: „Nein, wer denn?“ „Das ist ein Affenhaus. Darin wohnen Affen.“ Ich konnte nur noch entgegnen: „Du veräppelst mich“, bevor ich endgültig einschlief.

Beim nächsten Aufwachen fand ich mich auf einer Liege in der Notaufnahme des Krankenhauses wieder, in dem ich Stella geboren hatte. Ein Arzt war gerade im Begriff, mich zu untersuchen, und hatte mir offenbar auf die Wange geschlagen, damit ich wieder zu mir käme. Er fragte mich: „Wollten Sie sich umbringen?“ Bei Sinnen antwortete ich: „Nein, ich wollte nur den Schmerz abschalten, weil ich ihn nicht mehr ausgehalten habe.“ Trotz aller Umstände und der enormen Schläfrigkeit war ich mir durchaus darüber im Klaren, dass er mich womöglich in eine geschlossene Anstalt hätte einliefern lassen, wenn ich seine Frage mit einem schlichten „Ja“ beantwortet hätte. Dann waren die Lichter wieder aus!

Erst am nächsten Morgen kam ich wieder zu mir und fand mich auf der Intensivstation der Klinik wieder. Eine mitleidig lächelnde Krankenschwester wischte mir die Stirn mit einem feuchten Tuch ab. Sie klärte mich darüber auf, wo ich mich gerade befand und dass mein Herz in der vergangenen Nacht nicht mehr so recht hatte mitmachen wollen. Es war eingetreten, was der Betriebsarzt als Möglichkeit aufgezeigt hatte: Es hatte Lebensgefahr bestanden. Jens und Michael hatten bestens daran getan, mich sofort, entgegen der Aussagen des Betriebsarztes, ins Krankenhaus zu bringen. Sie hatten vollkommen richtig gehandelt, und das war mein Glück, wengleich mir dies zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich bewusst war. Ich fühlte nichts. Mir war nach wie vor egal, ob es mir gut oder schlecht ging. Ich hatte mich komplett in mich selbst zurückgezogen. Als sich mein Herzrhythmus und mein Kreislauf wieder stabilisiert hatten, brachte man mich auf die kardiologische Station. Wie passend: eine Abteilung für

Herzangelegenheiten. War es doch mein Herz, das so sehr schmerzte. Ob man hier jedoch Abhilfe schaffen könnte? Ich bezweifelte es stark.

Ich wollte nichts essen, nicht sprechen und niemanden sehen. Ich wollte einfach meine Ruhe haben und allein sein. Stunde um Stunde starrte ich aus dem Fenster und fragte mich, wie damals schon, ob sich Stella vielleicht wieder, zurück aus der Pathologie, im Krankenhaus befände. War sie womöglich ganz in meiner Nähe? In welchem Stockwerk befand ich mich wohl? Wäre der Sprung von einem hohen Gebäude womöglich erfolgreicher gewesen, als diese Tabletten zu schlucken? Aber für solch eine Selbstmordvariante mit endgültigem Ausgang wäre ich ohnehin zu feige gewesen. Zudem hatte es mir vorerst gereicht. Insgeheim war ich wohl doch froh, rechtzeitig ins Krankenhaus gebracht worden zu sein. Ich hegte keine weiteren Pläne, „schlafen“ zu wollen. Dennoch wusste ich nicht, wie es weitergehen sollte. Ich sah keine Perspektive mehr für mich und meine Zukunft. So wartete ich passiv ab, was geschehen würde. Was blieb mir auch anderes übrig? Nach „Tschakka, du schaffst das!“ stand keiner meiner Sinne – ganz im Gegenteil.

Jens besuchte mich gleich am Vormittag. Er hatte Jana und Jenny bei Michaels Frau Sabine gelassen. Mit bestürztem Gesicht betrat er das Zimmer und setzte sich wortlos neben meinem Bett auf einen Stuhl. Am liebsten hätte ich in diesem Augenblick gehört: „Was machst du nur für Sachen? Ich liebe dich doch. Wir schaffen das.“ Aber meine Erwartungen waren anscheinend völlig abwegig. Er schaute mich ernst an und meinte schließlich vorwurfsvoll: „Weißt du eigentlich, was du mir da angetan hast?“ Wieder ging es nur um ihn. Sorge um mich hatte er wohl keine? „Ständig fragen alle nach dir und deinem Wohlbefinden. Aber mich fragt keiner“, fügte er hinzu. Woraufhin ich wütend entgegnete: „Was kann ich dafür, dass man sich mehr nach mir als nach dir erkundigt? Beschwer dich doch bei den Leuten!“

Wir schafften es nicht, auf einen Nenner zu kommen. Wut und Frust bestimmten unseren Umgang miteinander. Jens blieb ohnehin nicht lange. Er wollte zurück zu seinen Kindern. Sie hatten alles mit ansehen müssen und sollten meinetwegen nicht noch mehr Schaden davontragen. Die armen Kinder. Als Entschädigung für ihr Leid durften sie an diesem Tag einen Ausflug mit dem Motorboot eines Kollegen von Jens machen. Dass ich gerade mit einer Überdosis Tabletten auf der Intensivstation des Krankenhauses aufgewacht war und mein Herz nicht mehr mitmachen wollte, war anscheinend zweitrangig. Wieder traf mich Jens' Reaktion tief: Ich war maßlos enttäuscht und zweifelte zunehmend an einer gemeinsamen Zukunft. Hatte ich mich wirklich so in meinem Mann getäuscht? War das

der Mann, mit dem ich mein Leben verbringen wollte? Ich wusste keine Antwort mehr.